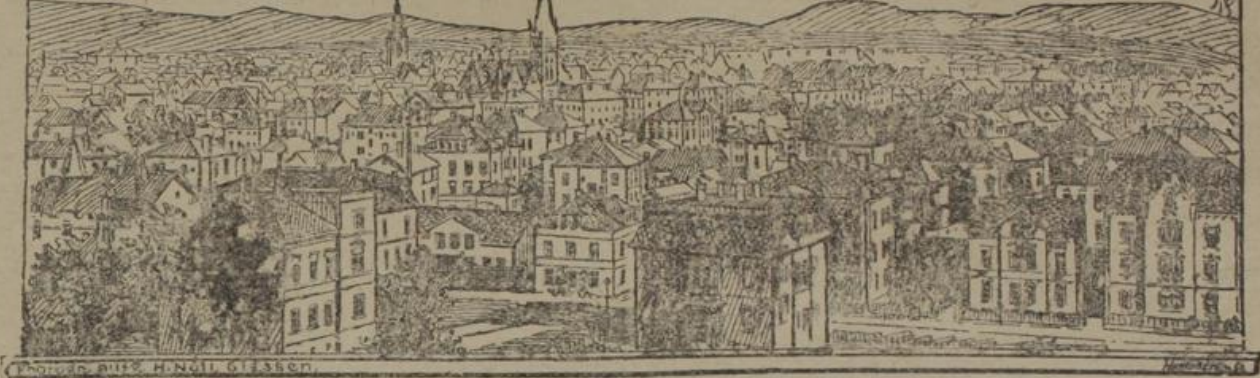


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Sprich doch nicht davon.“ Eke lehnte ihre Wange an seine Schulter. „Und hab' keine Sorge um mich. Nie — hörst du? Wie es mir auch einmal im Leben gehen sollte, ich läme schon durch. — So, nun reden wir kein Wort weiter davon!“

„Keine tapfere Eke!“

Und er nahm ihre Rechte zwischen seine großen, starken Hände.

Sie traten dann aus dem Walddickicht heraus und stießen auf ein Kornfeld. Hier hoch oben in der Berg-einsamkeit. Silbern glänzten die schnittreife Aehren des Saatgrases, der Schmermer.

Daneben lag ein altes Haubergsfeld, auf dem der Wald im Vorjahre abgetrieben war. Mannshoch wucherten hier die Ginsterbüsche. Rötlich flimmerten Bittergras und Fingerhutblüten im schräg niederflutenden Sonnengold.

Darüber hin schweifete der Blick frei über all die andern Felder, die in der Ferne wie grüne und gelbe Tupfen erschienen. Als habe sich der Berg ein prachtvoll scheidiges Pantherfell über den Rücken geworfen.

Hier und da überschritten die Luft hochragende Mahnbäume an den Feldgrenzen. Verwitterte Eichen und Fichten. Wetterzerzaust standen sie trugig da in ihrer Einsamkeit.

Eke und Gerhard blieben stehen. Ein leiser brenzlicher Geruch kam zu ihnen geweht, und nun sahen sie auch überm Waldbrand hinten weißliche Rauchwölkchen aufsteigen. Ein Hauberg wurde dort gerade gebrannt. Den ganzen Sommer und Herbst über schwebte dieser leichte Brandgeruch hier oben.

„Es gehört zu unserm Land. So manchmal hab' ich mir drüber gewünscht, nur diesen Geruch einmal wieder atmen zu können.“

Berjonnen sagte es Bertsch.

„Ja — auch ich hab' ihn gern.“ Eke sog tief den Hauch ein. „Heimatluft!“

Und im Weiterwandern umfing ihr Auge liebevoll das wohlvertraute Bild.

Sie kamen jetzt zu dem Wald, der erst in diesem Jahre abgetrieben war. Überall ragten die entschälten jungen Eichenstämme auf mit ihrem weißen Holz. Oben stand die Krone noch in frischem Grün. Eine seltsame Vereinigung von Leben und Tod.

Ein wimmelndes Treiben war auf diesen Feldern. Allenthalben Menschen, Leute aus den einsamen Walddörfern hier oben, die das Holz zu Stangen hieben und abschälten oder den Rasen zwischen den Stämmen abschälten. Da, wo er schon dürr war, sammelten sie ihn zu kleinen Häuflein und setzten diese in Brand. Schräg kroch dann der

weiß-bläuliche Rauch über den Boden hin, den Berghang hinauf.

Während die Großen so im Hauberg emsig schafften, hatten die Kinder hier oben gute Zeit. Sie bauten sich am Waldrand kleine Hütten aus Ginster oder durchkrochen die Haselsträucher nach grünen Rässen. Drüben auf der Wiese sah eine Anzahl ganz kleiner, Heidekrautkränze im weiß-blonden Saat.

Eke von Grund bläkte hinüber. Ein dunkles Sehnen schimmerte in ihrem Auge auf. Etwas weich Fräuliches kam in ihre Züge.

Bertsch gewahrte es. Leise zog er ihren Arm fester an sich. Da überrann eine lichte Röte ihr klares Antlitz und sie drängte zum Weitergehen.

„Es wird Zeit, daß ich zum Buchenhof hinüberkomme. Wie müssen wir eigentlich weiter? Ich bin hier oben herüber noch nie gegangen.“

„Offen gestanden — ich weiß auch nicht mehr so recht. Wir wollen doch einmal da drüben fragen. Es kennt uns ja keiner hier oben.“

Und er ging mit ihr zu einem einzelnen Manne, der in der Nähe arbeitete.

„Guten Tag, Vatter — könnt Ihr mir wohl sagen, wo es hier zum Buchenhof geht?“

Der Alte sah auf von seinen Schanzen, die er zusammenschichtete.

„Zum Buchenhof? Aber das ist noch ein gut Stück. Da müssen Sie gut suchen mit der Dame.“

„Macht nichts. Wo geht also der Weg?“

„Da — der Pfad zwischen den Tännchen. Aber warten Sie, ich will's Ihnen weisen.“

Und der freundliche Alte trat schon an ihre Seite.

„Wird Ihnen die Arbeit im Hauberg denn nicht zu schwer?“ fragte Eke mitleidig mit einem Blick auf seinen gekrümmten Rücken.

„Enä — dat is man ja gewöhnt von jung an. Sie kennen dat freilich wohl nich, die Dame und der Herr. Sie sind wohl aus der Stadt? Ich han auch a Tochter verheiratet drunten in Köln. Aber ich mücht' nimmer heraus aus unsern Bergen. Dat is so schön hier oben bei uns. Wissen Sie, was wir so oft sprechen hier im Lan? Dat unser Kaiser so gar nimmer mal herkömmt. Hier ist so viel Fleiß und Religion. Da kann er sich up verlassen der Kaiser. Er hat nirgends so treue Leute wie hier.“

„Gewiß, Vatter — da habt Ihr recht.“

Bertsch wollte den gesprächigen Alten verabschieden, doch zutraulich wies dieser Eke auf ein Kraut am Boden hin und pflückte es auch schon für sie:

„Hier — riechen Sie mal. Dat gibt 'nen kostbaren Tee für den Magen. Den müssen Sie Ihrem Mann kochen, wenn er mal nicht so recht zuwege ist.“

Eke und Gerhards Blicke trafen sich, mit vertraulichem, stummem Anlachen. Doch nun klopfte Bertsch dem Alten auf die Schulter.

„Weiter ist es aber wirklich nicht mehr nötig. Wir sehen den Weg ja jetzt schon.“

„Ja, gerad' da, wo die Kinder Beeren pflücken. Oh, da hat's furchtbarlich, gewaltig Erdbeeren.“

„Glaub's schon, Batter. Aber da — nehmt Euch eine Zigarre.“

„Danke schön. — Doch das tut nit not. Wir sind ja deutsche Leute, da muß man sich schon gegenseitig helfen. Also glückliche Reis' alsdann! Und wenn Sie nachher an die Bach kommen, so halten Sie sich immer stracks rechts zum Tallopf hinüber. Alsdann —“

„Von da ab weiß ich schon.“

„Freundlich nicht? Bertsch und schritt dann schneller mit Ete aus.“

„Wie treuherzig das Volk hier noch ist. Man muß die Leute doch liebhaben.“ Ete blickte noch einmal zu dem Alten zurück. „Ich erkenne es so recht jetzt, wo ich zu ihnen in die Häuser komme. Wieviel Verzensfreude hab' ich nicht schon davon gehabt. Ich bin dir so dankbar, Gerhard!“ Und sie hing sich zutraulich in den Arm des Geliebten. „Das will ich auch nie wieder aufgeben. Auch später nicht, wenn wir einmal verheiratet sind.“

„Wären wir's nur erst!“

„Geduld, Liebster.“

Ihre Rechte strich ihm weich über die Wange. Da hellte sich seine Miene wieder auf. Ein Glücksgefühl kam über ihn. War sie nicht fein, sanft und anschniegend, die so stolz ihr Haupt vor den Menschen trug.

Dann schritten sie durch den schweigenden Wald. Noch nie hatte Gerhard Bertsch so das starke Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit gehabt, wie heute. Nichts stand mehr zwischen ihnen. Eins waren sie. Um jeden Gedanken, jede Sorge des einen mußte auch der andere. Und plötzlich kam es ihm: Sollte sie nicht auch da von dem erfahren, was ihn beruflich beschäftigt hatte in all dieser letzten Zeit? Von seinem neuen Plan, dem letzten und größten? Es war zwar sonst nicht seine Art, über Dinge zu sprechen, ehe sie reif waren. Aber dennoch — sie sollte es wissen, was ihn ganz ausfüllte. Droben auf dem Tallopf wollte er sich ihr offenbaren.

Und dann waren sie auf jenem Bergvorsprung angelangt, der fast senkrecht abwärts zum Tal hin. Gerade über den letzten Ausbauten vom Unterdorf drunten in Ködlig, die sich wie schuhsuchend an die Bergwand drängten.

Ein wunderbarer Fernblick tat sich hier oben auf, über den ganzen Rauchen Grund. Weißtün streckten sich die Wiesengründe, umrahmt von Laubgrün und dunkeln Tannen. Hell blinkte das Silberband des Flusses herauf, der den Ort drunten schmeichelnd umschlang.

Auf dem sattgrünen Rasen bauten sich freundlich die weißschimmernden Häuser auf, versteckt zwischen den dichten Lindennipfeln. Bunt und lustig grühten die kleinen Banerngärten. Ihr süßer Levkojenduft wehte herauf, erinnerungsschwer. Dämmerstunden aus fernem Kindesstagen wurden wieder lebendig.

Träumerisch lehnte Ete von Grund über dem Schutzgelande, Gerhard Bertsch stand neben ihr. Sie waren ja hier im äppig wuchernden Gesträuch den Blicken drunten verborgen, während sie ihrerseits ungehindert hinabschauen konnten, gerade in die Gäßchen und Gchöste hinein.

Goldner Abendchein wob da drunten um die Herdstätten. Mit hellem Aufschauen warfen sich die Schwalben in die Luft. Rauch kränzelte sich aus jedem Schornstein. Aus den Häusern scholl das helle Singen der Mädchen bei ihrer Arbeit. Halbvergessene Lieder, schlicht und fromm. Vor der Tür, auf der Bank saßen die Alten. Geruhig die lange Pfeife im Munde. Eine Frau ging mit dem Kuchenblech auf dem Kopfe zum Backofen draußen vorm Dorf. Gewichtig hielt sich die Aelteste ihr zur Seite, den Ginsterbesen in der Hand. Ein Kleindchen trippelte nach, am Rodzipsel der Mutter. Von der Arbeit droben auf der Beche kam ein Mann heim. Froh sprang ihm sein schlachköpfiger Junge entgegen und hing sich an den Vaters Hand.

Überall auf den Gassen und auf dem Dorfanger trieben die Kinder ihr Wesen. Hochgeschürzt standen ein paar spreizbeinig im seichten Wasser des Flusses und suchten Blutegei. Ein winziges Kerlchen sah ihnen neugierig vom sicheren Ufer aus zu, nur mit einem Hemdlein bekleidet. Andere spielten Knäppchen, und auf dem grünen Wiesenplan an der Dorfende drehte sich ein Reigen. Ein Lusthauch trug die hellen Kinderstimmen deutlich herauf. Monotone Klänge, kindische

Worte, und doch lag ein seltsamer Reiz darüber in dieser Stunde personenen Abendfriedens. Aus der Jugendzeit —, was stand da nicht alles auf!

Ete hob sich die Brust. Nie hatte sie stärker gefühlt, wie verwachsen sie war mit diesem Mutterboden ihrer Heimat. Und warm quoll es auf in ihrem Herzen.

Da legte sie eine Hand auf ihre Schulter, daß sie aufschrat aus ihrem Träumen. Gerhard neben ihr war es. Aber sein Blick haftete nicht an dem Bilde traulichen Menschenkreises zu ihren Füßen. Ueber das weite Tal schweifte er hin, mit einem erregten Leuchten, und nur wandte er sich ihr zu.

„Ete — ich möchte dir etwas sagen. Etwas, das mich sehr beschäftigt.“

„Ja, sag' mir's!“

„Sieh —“ und er nahm ihre Hände, sie fühlte dabei ein fieberndes Zucken. „Ich bin noch nicht am Ende hier mit meinen Plänen. Wie es so geht. Erst bringen wir den Stein ins Rollen, dann reißt die Lawine uns mit fort.“

„Was hast du denn noch vor?“ Und Spannung trat in ihre Züge. —

„Großes! Aber höre, wie ich so darauf kam. Da drunten,“ er wies auf den Fluß hinab, „das Wehr hintern Dorf — damit fing's an. Wie ich dort eines Abends vorüberging und das Rauschen an mein Ohr schlug, hielt's mich plötzlich fest. In die niederstürzenden Wassermassen mußte ich sehen, immerzu, und denken: Was für eine Kraft geht hier verloren — völlig ungenutzt. Und mit einemmal kam mir's: Wenn man die dienstbar machen könnte — droben für das Werk, für unsere Kräftezeugung und Beleuchtungsziwe! Eine Riesenfamme würde man jährlich sparen, die jetzt draufgeht für die teure Kohle droben von der Ruhr. Und der Gedanke ließ mich nicht mehr los seitdem. Die ganze Nacht ging's mir durch den Kopf: Warum sollte das nicht zu machen sein? Wenn man die Stauung nur noch etwas vergrößerte. Gefälle und durchschnittliche Wassermenge waren sicherlich vollkommen ausreichend. Kurz entschlossen setzte ich mich am nächsten Morgen hin und schrieb nach Köln an einen bekannten Wasserbautechniker. Der kam, ganz im geheimen machte er hier am Wehr seine Berechnungen, und das Resultat war glänzend, übertraf all meine Erwartungen. Wasser haben Sie — wenn Sie wollten, könnten Sie den ganzen Rauchen Grund mit Kraft versehen. Scherzend sagte es mir der Mann, aber das Wort schlug bei mir ein. Wieder allein mit mir, erwog ich den Gedanken, ruhig und ernsthaft, und kam zu dem Schluß: Ja, warum nicht? Wenn man denn einmal schon daran ging, das Wasser auszunutzen — weshalb nicht in vollem Umfange? Und siehst du, da wuchs es in mir und reißt zum Entschluß: Wenn man, statt bloß das Wehr hier am Dorf zu vergrößern, den ganzen Fluß staute, drunten am Talausgang, wenn man bei uns im Rauchen Grund täte, was man ja schon anderwärts gemacht, eine regelrechte Talsperre baute, Millionen von Kubikmetern Wasser auffing und in Kraft umsetzte — was für Ausblicke boten sich da!

Das würde natürlich weit hinausgehen über den ursprünglichen Rahmen. Nicht mehr bloß um unser Werk handelte es sich dann. Eine Fernversorgung mit Kraft und Licht kam in Frage für die ganze Landschaft. Und weiter, immer weiter zogen sich die Kreise. Ungehobene Schätze liegen hier noch im Lande: Erz, Holz, Basalt, wohl haben wir sie, aber keine Industrie, die sie voll verwertet an Ort und Stelle. Haben wir aber erst hier die nötige Kraft, so kommt auch die Industrie. Und mit ihr ein neues, gewaltiges Leben. Die Scholle, die jetzt Hunderte nährt, — Tausenden wird sie Brot geben. Geld wird ins Land strömen, Wohlstand und Kultur.

(Fortsetzung folgt.)

Frizkeles großer Tag.

Eine Skizze von Josephine Siebe.

Der kleine Junge tat eine Reise. Eine kurze Fahrt war es nur, ein paar Dalkstellen weit, mit einem Bähnchen, das sein lacht durch die Welt lief und nicht wie ein langer stolzer Schnellzug allen Resten an der Nase vorbeirannte. Aber die mit dem Bähnchen reisen, waren es zufrieden; man kam doch an sein Ziel, und unterhaltig war es auch; Bekannte fanden sich leicht zusammen, man hörte dies und das aus der Umgegend, und nach einer Stunde hatte man das behagliche Gefühl einer überstandenen Weltreise.

Der kleine Junge sah stumm im Fensterwinkel und schaute hinaus, er war noch immer ein bißchen überrascht durch die Reise. Die Muhme, in deren Hause er lebte, hatte gestern gesagt: „Noch wenn schon einer mitvoll, mag's emal Fritzele sei!“

Also zog Fritzele am Morgen seine besten Höschen an, half die schweren Butter- und Eierkörbe schleppen und fuhr in die Stadt. Nun sah er da und wunderte sich, daß sich niemand über seine Reise wunderte. Aber den Mitfahrenden schien es ganz selbstverständlich zu sein, daß Fritzele da war, es sah ihn niemand recht an. Er war ja auch mit ein kleiner Junge, wie es viele gibt, gar nicht hübsch, er hatte blondes Haar, viele, viele Sommerprossen, die Nase war zu klein und der Mund zu groß geraten. Sein Vater war im Krieg, und das war auch nichts Außergewöhnliches, denn vieler kleinen Jungen Väter sind im Krieg, sie kämpfen, leiden und fallen vielleicht. Fritzeles Mutter aber war still aus der Welt gegangen, ehe das ungeheure Leid anhub; sie war so anspruchslos gestorben, wie sie gelebt hatte, und als ein paar Wochen nach ihrem Tod der Krieg ausbrach, da hatte die Muhme Fritzele geholt, auf einen Nubel mehr kam es in ihrem Hause nicht an.

Der Vater schrieb selten, kurze Karten nach seiner Art, die Muhme sagte dann: Vater läßt grüßen, damit war es abgetan. Niemand redete von dem fernem Vater, der war ja kein Orts-eingeessener, und niemand ahnte etwas von Fritzeles hangriger Sehnsucht, etwas vom Vater zu hören. Die Nubel auf der Gasse, die Väter draußen hatten, blähten sich: „Meiner ist mit,“ oder sie redeten von Brüdern und Vettern, und dann sprachen sie von Schützengräben und Unterständen, von Handgranaten und Rascheneingeweihen, als hätten sie's gesehen. Dann sagte Fritzele wohl: „Meiner ist auch dabei.“

„Wo denn?“ forschten die andern, und da er es nicht wußte, höferten sie: „Er schreibt Dir wohl ofte, weil Du's so genau weißt.“ Wenn die Gloden Sieg läuteten, hieß es wohl im Dorf, der war dabei und jener, und ehrfurchtsvoll wurde der Name genannt, und jedesmal dachte Fritzele: ob Vater da war?

Einmal, als die Gloden wieder tönten und sangen, als ihre Stimmen in den Lüften von dem Gewaltigen schrien, was in der Ferne geschehen war, ließ Fritzele zur Muhme und forschte: „War mein Vater dabei?“

„Ne ja, was weiß ich, wo der is.“ Die Muhme war eine geplagte Frau, die froh war, wenn sie des eigenen Mannes Kriegswegen im fremden Land halbwegs folgen konnte, doppelte Last, doppelte Sorge lag auf ihr, und sie sagte abwehrend und doch tröstend: „Wie soll ich's wisse, aber der tut scho sei Sach!“

Darauf schwieg Fritzele, wie er es oft tat, denn es dauerte bei ihm immer geraume Zeit, ehe er mit Frage und Antwort zurecht kam, meist hatten dann die anderen schon weiter geredet und gebacht. Wie schwer es ist, wenn einem die Worte nicht so recht aus dem Munde wollen, das spürte Fritzele wieder an diesem Reisetage. Da sah nämlich im vollen Abteil ein Soldat, einer, dem jeder das schwere Draufgewesen anah, aber trotz der Furchen im Gesicht, trotz des fernem Blicks erkannte Fritzele doch in ihm den Ignaz Neuhäuser aus seinem Heimatdorf. Ganz sicher, der mußte es sein, Himmelgeorn hätte er ihn darum gefragt, aber eine Haltestelle kam, ließ vorbei, wieder eine, noch eine, Fritzele blieb stumm.

Und dann tat die Muhme stink die Frage, weil sie bekannte Namen hatte nennen hören, ob er nicht Ignaz Neuhäuser sei, der mit ihrem Vetter zusammen ausgezogen sei?

„Wohl, wohl, der wäre er.“

„Dort sitzt sein Bub!“

Fritzele wurde es heiß und kalt unter den vielen Blicken, die sich auf ihn richteten. Und da streckte der Feldgrane auch schon die Hand nach ihm aus und zog ihn zu sich heran, hob ihn auf seine Knie und streichelte ihn ungelen. „Se dem Schürmer seiner, das is einer,“ und noch einmal wie im schweren Grimmen: „Das is einer.“

Im Abteil schwiegen auf einmal alle, und alle sahen sie nur auf den Soldaten und auf den kleinen Jungen. Jeder dachte: Der weiß nun was von dem feinen Vater. Es rührte sie felsam, dieses Wissen, hinter dem vielleicht ein großes Erleben stand. Eine Frau griff rasch in ihren Korb und brachte ein paar Birnen heraus, die streckte sie Fritzele hin: „Da nimm.“

Da kam schon eine braune feste Hand über die Banklehne, die hielt ein Stück Kuchen. „Das is für den Nubel,“ klang es. Fritzele merkte es kaum, daß seine Taschen sich mit Outfachen füllten, er sah nur immer den Soldaten an. Würde der nun recht von seinem Vater reden?

Und wirklich begann der Mann zu erzählen. Er gehörte auch nicht zu jenen, die leicht und rasch die Worte meißeln, aber von dem Sturmangriff drohen in Flandern, im unwühlten Land, konnte er doch reden. Vor und zurück, vor und zurück und doch wieder vor, und 100 Meter Land waren erobert gewesen. „Nicht mehr, aber das geht nu mal nich anders, das is dort so.“ Dann hatten wir den Graben. Die dräben dachten, sie schicken uns raus, proste Wahlzeit. Herrgott, haben die gefunkt! Immer los, immer los, aber wir blieben. Ein paar von Unsern lagen draußen, die hatten nicht zurückgekommt, wir söhnten sie, und wir hörten's und konnten nicht helfen. So was, das hört mer, wenn die Granaten noch so pießen. Auf emal spricht Schürmer, „ich hol se“.

„Dann kommste nich wieder.“ Er meint: „Auch so, ich kann's Geföhne nich mehr höre.“ Also er raus, auf den Bauch hin.

Erst haben's die dräben nich gemerkt, heidumm sin se manchmal, aber dann ging's los.

Schürmer bracht doch einen, freilich, er hatte selbst was weg. „Nu bleib,“ sprachen wir.

„Ree,“ meinte er, „halbe Arbeit machte er nich.“ Er wieder raus, wieder rein. Alle dreie hat er so geholt.

„Un?“

Jemand fragte es atemlos, ein tiefes Seufzen ging durch den Raum. Ignaz Neuhäuser strich sich über das Gesicht, seine Stimme klang gereizt: „Er hat's Eiserne, nu freilich. Ja, ja, das is einer. Sei stolz auf Deinen Vatter, Bub.“

Fritzeles Gesicht leuchtete, ein frommer, feierlicher Schein lag darüber, und wieder schauten alle auf den kleinen Jungen, fast ehrfurchtsvoll, denn sein Vater hatte das getan! Ein Mann sah sich suchend um, hatte er denn nichts für den Kleinen? Er frante in seinen Taschen und brachte endlich ein kleines schwarz-weiß-rotes Schächtchen hervor, das drückte er Fritzele in die Hand: „Das is für Dich.“

„Aber sagt doch, wie geht's dem Vetter, is er heil?“

Die Muhme fragte es dringlich, doch Neuhäuser schien die Frage nicht zu hören, stumm sah er ein paar Augenblicke da, dann botte er seine Brieftasche heraus, Bilder waren drin, eins nahm er und gab es Fritzele, „da is Dein Vater mit drauf, ich schenk's Dir.“

Der Junge griff aufgeregt mit beiden Händen danach, der Kuchen, das schwarz-weiß-rote Schächtchen fielen zu Boden, er beachtete es gar nicht, nur das Bild sah er, das allein.

„Weiß mir's mal!“ Die Muhme wollte das Bild fassen, aber der Junge hielt es krampfhaft fest, ganz trozig und kampfbereit sah er aus. Gleich riefen ein paar Mitreisende auch entschuldigend: „Er freut sich so sehr.“

Die Muhme bedrängte den Kleinen auch nicht weiter, sie neigte sich zu dem Feldgrauen hinüber und flüsterte ängstlich: „Er is wohl gefallen?“

Neuhäuser nickte. „Im Lazarett liegt er, aber 's wird nich mehr. Der Doktor spricht, wie'n Sieb zerschossen wär er. Nu ja, auch dreimal den Weg.“

In dem Abteil wurde es still. Eine Frau weinte leise, sie dachte an die Söhne draußen, nur die Muhme seufzte schwer: „Dann is er 'ne Waise“.

Fritzele hörte an dem Wort vorbei, er spürte auch nichts von dem Mitleid, mit dem ihn in diesem Augenblick jeder sanft umhüllte, ihm fehlte das Begehren für den ernsten Soldat. Glücklich dachte er nur an des Vaters Feldentwurf, an das Bild, das ihm gehörte, und er hatte nur den einen Wunsch, die Geschichte noch einmal zu hören, damit er sie selbst den Kameraden auf der Dorfstraße erzählen könnte. Nun sollten die nicht mehr spotten. Er sah stehend zu dem Feldgrauen auf und wisperte: „Noch mal.“ Doch der ließ ihn von seinen Knien rutschen, denn die Muhme war aufgestanden; der Zug hielt und die Frau mahnte: „Nimm, wir müssen raus.“

Strahlend und nun zutraulich geworden, schlug Fritzele in alle die Hände ein, die sich ihm entgegenstreckten. Er redete sich wichtig, die hatten ja nun alle die Geschichten von seinem Vater gehört, und er fand es gar nicht verwunderlich, daß er zum Abschied noch allerlei gute Dinge erhielt. Mit vollgestopften Taschen, das Bildchen fest in der Hand, so kletterte er vergnügt der Muhme nach.

Vermischtes.

— Der Damenzylinder — die neueste Hutmodel Während sich die Männerwelt nach Möglichkeit von der all-berühmtesten „Angströhre“ zu befreien strebt, hat der Zylinderhut, wie aus New York berichtet wird, dort seinen triumphierenden Einzug in die Frauenmode gehalten. Nun ist es allerdings nicht ganz der altbekannte Zylinder, den die Herren zu tragen pflegen, sondern es ist ein halbhohes fester Hut, der zum Schneiderleide getragen und daher nur wenig ausgeschmückt wird. Einer dieser „weiblichen Zylinderhüte“ ist z. B. aus schwarzem Silber hergestellt und wird in Verbindung mit einem kastanienroten Schleier getragen, der — mehr originell als schön — diagonal quer über das Gesicht gelegt wird. Ein anderer dieser Damenzylinder stellt sich als eine Art halbhohen Topfhutes dar und ist mit Perlmutter ausgegärt, während eine dritte Form, die der eines hohen Herrenzylinders am nächsten kommt, in Verbindung mit einem reich verzierten spanischen Gesichtschleier getragen wird. Die Hute der Formen dieses modernsten Hutes wird schließlich noch durch den „Antscherhut“ vervollständigt, der nach dem Muster der alten englischen heißen Antscherhüte gearbeitet ist und einen schmalen, nach oben gebogenen Rand anweist. Dieser letztere Hut trägt ganz und gar das Gepräge der Männermode, während man im übrigen bestrebt ist, dem Damenzylinder durch die erwähnte Verbindung mit Schleier, Pelzschmuck oder auch kurzen Federstüben ein zierlicheres und weiblicheres Aussehen zu geben.

Bismard als guter Kamerad. Bismard hat bekanntlich zuerst in Potsdam bei den Gardejägern seiner Militärpflicht genügt und ließ sich dann zur Greifswalder Jägerabteilung verlegen, um da nebenbei seinen juristischen und landwirtschaftlichen Studien obzuliegen. Im Februar 1859 trat bei dieser Truppe der spätere Förster Kottwitz ein, der das folgende Geschichtchen zu be-

richten weiß: Ich bekam den Einfährigen von Bismard zum Vordermann. Sein freundliches, kameradisches Wesen, gepaart mit forchem, kühnem Ansehen, machte ihn bei allen Jägern beliebt. Außer ihm gab es nur noch einen Einfährigen, einen Stubshof, der mein Nebenmann war. Mitten März kamen wir eines Tages von einer Schießübung heim und begegneten zurückkehrenden Störchen. Meinem Nebenmann, den erwählten Einfährigen, wandelte die Lust an, eine Probe seiner Schießfertigkeit abzulegen, und sagte, ach, er schoß, und ein Aibar fiel tot zur Erde. Dies bewirkte mehrere in der Nähe beschäftigte Landbewoh er und erhoben ein großes Lamento. Infolgedessen lehrte der etwas vorausgegangene Leutnant zurück, um festzustellen, wer den Schuß abgegeben habe. Seine Frage nach dem Attentäter blieb erfolglos, so daß er mit der Untersuchung des ersten Gliedes zu revidieren. Als er mit der Untersuchung des ersten Gliedes, in dem Bismard stand, durch war, veranlaßte letzterer schnell seine Rüche mit der des hinter ihm stehenden Attentäters, so daß auch die Untersuchung des zweiten Gliedes fruchtlos ausfiel, trotzdem das corpus delicti, der Storch, vor aller Augen dalag. Der Leutnant erklärte also fahrlässig und kurz: „Wer hat keineer geschossen.“ Man kann wohl sagen, daß jemand, der in solchem Falle treue Kameradshaft hielt, es auch vor dem Feinde bis auf den Tod gehen würde, denn gar so gerahelos war dieser Ruchschweichel wohl nicht. Wäre er bemerkt worden, hätte der schwebende Helfer des unzeitgemäßen Schützen wohl eine recht harte Strafe erhalten.

Die Empfindungen eines verwundeten während der Schlacht. Einen interessanten Beitrag zur Psychologie der Verwundeten während des Kampfes bildet der folgende, in der „Gazette de Lausanne“ veröffentlichte Feldpostbrief eines russischen Offiziers: „... Klonlich hatte ich das Gefühl, als erhalte ich einen Dammerichschlag in den Rücken. Der Stoß warf mich zu Boden, eigenliche Schmerzen empfand ich aber nicht. Und ich fragte mich erlaunt, was denn eigentlich geschehen sei. Es war, als trägen meine Schultern eine schwere Last, und ich dachte, daß eine Granatexplosion in der Umgehung mich mit Erde und Sand überhäufet habe. Ich versuchte mich zu erheben, aber es ging nicht. Eine leise Hebelkeit besiel mich, und ich blieb liegen. Die Hebelkeit wurde stärker, meine Schultern schienen zu brennen. Ich rührte mich nicht von der Stelle und wartete die Ereignisse ab. Das Säulen der Granaten und Schrapnellis nahm zu. Es gelang mir, einen Sacl unter meinen Kopf zu schieben. Ich empfand Furcht; wenn plötzlich ein neues Geschöß mich treffen würde? Ich hob den Kopf; die Granaten plachten in gewaltiger Entfernung von mir. Einige Soldaten lagen rannlos auf dem Erdboden ausgestreckt. Durch Zufall fiel mein Blick auf meine Hände: sie waren voll von Blut, ebenso meine Brust und die eine Schulter. „Ich bin verwundet“, dachte ich ohne Heverraschung, „ich kann nicht weiter.“ Und nach diesem Gedanken wurde es völlig ruhig in mir. So blieb ich zehn Minuten lang ohne Gedanken, ohne Empfindungen. Dann, als der Schmerz an Deftigkeit zunahm und immer brennender wurde, umtraupete ich den Sacl und schleppte mich mühsam dahin, bis ich aufgefunden wurde.“

Kasananwanderungen. Die kürzlich erfolgte Deutung der Kasanenjagd lenkt unseren Blick auf dies dankbarste Einheimersobjekt der Neuzeit. Man kann wohl behaupten, daß dieser „Almafiate“ nicht allein schon über die Einheimung hinausgediehen ist, sondern als heimisches Bild genommen werden kann. Demgegenüber muß es betonen, daß man es noch immer nicht sich selbst und der Eigenentwicklung überläßt, sondern in sorgfamer Bewahrung und Bewahrung hält, mit anderen Worten, daß man es geradezu zähmt. Die Freiheitsbeschränkung, die damit verbunden ist, gefällt dem Vogel aber nicht, er muß wandern. Ueberall, wo es unter zunehmender Deckung geschehen kann: Strauchwuchs, Gräben, Ackerbüchen, behandeltes Feld, ändert er häufig seinen Aufenthalt. Zu dieser seiner Neigung, umherzuwandern, kommt noch eine andere Veranlassung, die ihn unstill macht: eine gewisse Lederhaftigkeit. Eigenlich ist er ein „Allestreiter“, aber dabei geht ihm die Abwechslung in der Verlorung über alles. Doch der Gaotismus des Menschen hält ihn mindestens in der „halbwillen Rähmung“, anstatt ihn wild werden zu lassen. Daß die Jägerei letzten Endes dabei am schlechtesten fährt, langt schon allmählich an zu dämmern, denn bei der andauernden Rähmung beginnt der Kasan, der überhaupt schon etwas dumm veranlagt ist, immer „dümmer“ zu werden, was auch nicht wundern kann. Infolge der Bewahrung und Verlorung durch Menschen kennt er den „Kampf ums Dasein“ nicht, der auch im Tierleben die Intelligenz weckt; ihm werden weiter die Eier genommen, und die Aufzucht der Jungen wird ihm verlor, — was bleibt ihm noch vom Lebenszweck? Ein „Zuhause“ im eigentlichen Sinne hat er nicht, er geht dahin, wohin ihn Lederhaftigkeit und Zufall treiben. Der Vogel tut damit auch das Klügste, d. h. er sucht sich frei zu machen von einer Bewachung, die schließlich die Erhaltung seiner Art — nicht am wenigsten auch durch Zucht — bedroht und gefährdet.

Wüchertisch.

— Kleischlose Küche. Speisezettel für alle Jahreszeiten und Klätische Präparate. Von Efriede Beck. Preis 90 Wa. (Porto 10 Wa.) Verlag E. Abiat, Wiesbaden, bringt für den Privat Haushalt, Sanatorien und Pensionate usw. in feinemäßer

Zusammenstellung ein kleines Handbuch für die diätetische Küche, das überall als Ergänzung der allgemeinen Küchenhandbücher wertvoll ist. Der geringe Preis gestattet jedermann die Anschaffung, und da man in teurer Zeit vielfach den Fleischgenuß einschränkt — es geht auch so recht an — so werden abwechslungsreiche Küchenzettel ohne Fleischgerichte recht willkommen sein, wo man im Haushalte sparen will und muß!

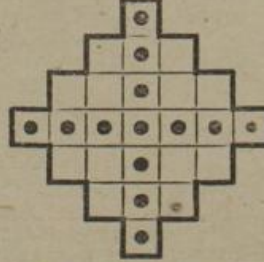
— Aus der Mappe eines Kriegsberichterstatters. Im deutschen Großen Quartier und bei der Weimarer. Von Julius Dirsch, Kriegsberichterstatter. Zwertes Bändchen. Leipzig 1915. Desse & Peder Verlag. Kart. 1 Mt. — Das zweite Bändchen des Wertes „Aus der Mappe eines Kriegsberichterstatters“ enthält mit derum eine Fülle interessanter Berichte. Dirsch, der einzige österreichische Kriegsberichterstatter bei der Weimarer, erzählt ungemein anschaulich und lebendig. Wohlkennend berührt es, daß er dem Leser zumeist freundliche Bilder zeigt, also auch die Vorkämpfe des Krieges zu ihrem Rechte kommen läßt. Dirsch erweist sich auch als geschickter Ausstraer. Was er beim Herzog Albrecht von Württemberg, bei Erzengel von Bissina, dem Generalgouverneur von Belgien, und beim Senator Etroendes, dem Präsidenten der Kaiserlichen Zivilverwaltung für die Provinz Antwerpen, erahren hat, ist von höchstem Interesse. Dasselbe gilt von den Abschnitten über die Tätigkeit der Kriegsberichterstatter, über das Leben in Lille, über Antwerpen, über Brügge usw.

— Afrikanische Köpfe von Karl Peters. Sammlung „Männer und Völker“ (Verlag Nefflein & Co.), 1 Mt. — Teile Scharif von Karl Peters für 20 Werten hinein in die Wackertanen unserer Zeit, deren Entscheidung durch den Weltkrieg bedingt ist. Die Umwandlung des schwarzen Erdteils in europäische Schutzgebiete, wie sie während des 19. Jahrhunderts sich vollzog, ist der Gegenstand des auch in seiner Form ganz persönlichen Buches. Es kennzeichnet mit der Wahrheit des Lebens einige der Männer, die als Vorkämpfer über große Weide, als Eroberer oder Forscher in der Geschichte des neueren Afrika hervorgetreten sind: Paul Krüger, Cecil Rhodes, Menelik, Emin Pascha und Leopold, König der Belgier. Die Schicksale des Burenstaats vom Freiheitskampf gegen England bis zur Unterwerfung, von Krüger bis Porha werden in einer packenden Zusammenfassung dargestellt. Rhodens Begründung wird geschildert, die barbarische Dohelt Meneliks, der durch die Vernichtung der Italerer bei Adna den Europäern ein Valt bot, die Mühsal Emin Paschas, des deutschen Gelehrten, der die britische Äquatorialprovinz vor dem Wackertismus rettete, und zuletzt die Schaffung der Kongokolonie. In allen Verwicklungen weist Peters den Einfluß der Londoner Politik nach, ihre Arbeit mit Bisse von Freundschaften, ihre Unternehmung internationaler Verträge. Rühl spricht er über das England von heute, das er durch das Beispiel des Deutschenfreundes Rhodes beschämt, und in seinen Absichten gibt er die Notwendigkeiten an, die das kommende Friedenswerk uns bringen wird.

— Desses Volksbücherei. Nr. 1032, 1039, 1040, 1047 bis 1050. Preis jeder Nummer 20 Wa. Leipzig, Desse & Peder Verlag. — In Desses Volksbücherei sind wieder einige Bändchen erschienen, die sich vortrefflich als Liebesgaben eignen. Nr. 1032 bringt unter dem Titel „Der Humor als Art“ Lebenswunder Dummoresken des Wiener Schriftstellers und Nervenarztes Wilhelm Stiegl. Nr. 1039 gemütsvolle Kriegsnovellen von Eufi Ballner („Die Soldatenbrant“), Nr. 1040 vier Erzählungen der Romanikerin Erika Grupe-Lörcher, deren Gesamtittel „Amis Ehan“ den Boden bezeichnet, auf dem sie sich abspielen. Nr. 1047, „Unser Vindenburg“, ist ein vortreffliches Volksbuch, in dem Hans E. Schlüter alles Wissenswerte über den Feldherrn vereinigt hat, Nr. 1048 („Aus Vindenburgs Jagdgründen“) eine Sammlung guter ostpreussischer Geschichten von Lo Lott, die dem Generalfeldmarschall v. Vindenburg gewidmet sind. Eine Erzählung von G. Kaufmann, „Ein Kriegsbeschädigter“ (Nr. 1049) schildert in echt volkstümlicher Weise die festliche Gesundung eines Schwerverwundeten und darf als ein Trostbüchlein für alle Kriegsbeschädigten bezeichnet und als solches warm empfohlen werden. Nr. 1050 endlich enthält Groeszen und Dummoresken des bekannten Journalisten E. A. Bratter („Der Kriegsionds der Trommel“).

Diamanträtsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a a a b e e e o i i k k l l l l r r r s s t t v derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen solches bedeuten:



1. Einen Konsonanten.
2. Möchte n emand gern werden.
3. Deutschen Fluß.
4. Ein Musikinstrument.
5. Ein Tier.
6. Babylonische Gottheit.
7. Einen Konsonanten.

Die senkrechte und wagerechte Mittelreihe ergeben das Gleich. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Gleichklangrätsels in voriger Nummer: D e e z.